



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengő, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brigen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 4

April 1933.

XXXVI. Jahrgang.

In Witbank.

Von P. Anton Bieg.

Dem Neujahrsbriefe des P. Anton Bieg, der zusammen mit P. August Steidle und zwei Brüdern im August des verflossenen Jahres in unsere Mission nach Transvaal abgereist ist, entnehmen wir folgendes: Auf unserer 36tägigen Meerfahrt hatten wir fast durchwegs schönes Wetter. Meine Zuversicht, daß ich von der Seekrankheit verschont bliebe, hat mich nicht betrogen. Nur am ersten Tage, als die meisten Mitreisenden in ihre Kabinen flüchteten, war es auch mir infolge des ungewohnten Schaukelns ein wenig übel zu Mute! Für Zeitvertreib war durch Bücher, Spiele und Musik reichlich vorgesorgt. Oft stand ich am Bug und verfolgte das Spiel der ruhelosen Wellen. Mitunter schlug eine Woge über das Vorderdeck, daß einem die salzige Flut über Gesicht und Kleider rann. Wie hungrige Wölfe stürzen die Wogen heran, springen heulend am Schiffe hoch und sinken entkräftet zurück. Wie viele Fesseln hat doch schon der überlegende Menschengeist geschmiedet, um die blinden Naturgewalten zu bändigen und in seinen Dienst zu zwingen, aber wie wenig versteht er es oft, sich des Raubgetiers der eigenen Leidenschaften zu erwehren! Ja, manchmal haben wir es auf dieser langen Reise gehört und gefühlt, daß unsere Gegenwart nicht allen Fahrgästen behagte.

Allerdings machte das Missionspersonal fast ein Viertel der Passagiere aus, denn einschließlich der Schwestern zählte man 56 Angehörige der verschiedenen in Südafrika tätigen Orden und Kongregationen.

In Durban, wo wir das Schiff verließen, holte uns ein Mariannhiller Bruder per Auto ab. Fünf Tage weilten wir im schönen Mariannhill. So lange mußten wir nämlich auf den Zug warten, der uns ins Innere an unsere Bestimmungsorte bringen sollte. Ich kam einstweilen nach Witbank, um hier meine Kenntnisse in der englischen Sprache zu vervollkommen. Witbank ist ein Städtchen mit etwa 3500 weißen und rund 10.000 schwarzen Bewohnern. Die weiße Bevölkerung verteilt sich auf nicht weniger als acht verschiedene Religionsbekenntnisse; auch die Schwarzen gehören mehreren Sekten an. Die Zahl der Katholiken beläuft sich auf nicht ganz 300. Für gewöhnlich sind hier zwei Priester; einer für die Weißen und einer für die Schwarzen. Als ich ankam, befand sich der die Weißen betreuende Vater auf Beschluß und Kosten seiner Pfarrkinder im Erholungsurlaub. Ich mußte ihn also vertreten und folglich nicht nur den Gottesdienst halten, sondern auch die Sonntagspredigt. Zum Glück traf ich hier den unsrer „Stern“-Lesern bekannten Bruder August

Cagol. Mit seiner Hilfe habe ich dann meine erste englische Predigt entworfen. Nun gab es kein Zurück mehr, und ich mußte auch an den folgenden Sonntagen bis zur Rückkehr des Pfarrers die Predigt halten. Not lehrt beten und Not lehrt auch Englisch lernen. Die Weißen Witbanks stellen nach ihrer nationalen Zugehörigkeit ein buntes Durcheinander dar. Die Mehrzahl von ihnen sind Engländer, Irländer, Buren; daneben trifft man Italiener, Spanier, Portugiesen, Deutsche, Inder; natürlich auch Juden.

Das religiöse Leben der kleinen katholischen Gemeinde ist sehr rege. Vor einigen Monaten wurde auch ein katholischer Jungmännerverein gegründet. Eine gute Stütze für die Missionsarbeit bildet das Kloster der Dominikanerinnen von Schlehndorf, worin 130 weiße Kinder aller Konfessionen unterrichtet erhalten. Dadurch ist eine religiöse Erziehung der katholischen Kinder sichergestellt; nichtkatholische Kinder werden unserem heiligen Glauben nähergebracht. Manche junge Seele empfängt den Keim zum späteren Übertritt in die wahre Kirche Christi. Die Schwestern erfreuen sich allgemeiner Hochachtung und Wertschätzung. Ihre Vermittlung ermöglichte es mir, eine der großen Kohlenminen und das riesige Elektrizitätswerk zu besichtigen, was sonst nur sehr schwer gestattet wird. Witbank ist eine Kohlenstadt. Es lebt von der Kohle und wird mit der Kohle sterben. Allerdings ist das nicht so schnell zu befürchten. Wohl sind manche Gruben erschöpft, aber dafür wenden immer wieder neue eröffnet. Die Witbanker Gegend zählt offenbar zu den besten Kohlenrevieren in Transvaal.

Was der leicht gewellten, mit verein-

zelten Laubwaldstreifen durchzogenen Landschaft das charakteristische Gepräge verleiht, sind die schwarzen, stets glühenden Kohlen-schutthügel. Bei Nacht leuchten diese Ablagerungsstätten der schlechten Kohle in allen Farben und geben der ganzen Gegend ein unheimliches Aussehen. „Das Land der brennenden Berge“, dachte ich mir, als ich um Mitternacht hier ankam. Ein leises Gruseln erfaßte mich bei dem völlig fremden Anblick.

Das Klima ist nicht ungesund. Regen fällt selten. Meist geht er wolkenbruchartig nieder. Die große Dürre verhindert die Ergiebigkeit der Farmwirtschaft. Vielsach trifft das Sprichwort zu: „Bist du in der Heimat reich und willst du werden arm, gehe nach Südafrika und kaufe eine Farm!“ Die Weltwirtschaftskrise hat auch schon nach Transvaal übergegriffen, so daß man unter den Weißen, den Herren des Landes, genug Arbeitslose und Hungernde treffen kann.

Das liebliche Weihnachtsfest, an dem ich diesen Brief schreibe, fällt hier nicht in den Winter, sondern in den Sommer, wo man die ersten Pflaumen pflückt und im Freien badet! Die wohlige Weihnachtsstimmung, wie wir sie in der Heimat empfinden, will sich unter den hellen Strahlen der Sonne des Südens nicht einstellen. Um so mehr kehrt sich die suchende Seele nach innen. Möge das Licht von Bethlehem doch bald über dem ganzen schwarzen Erdteil leuchten!

Ich hoffe, in Kurzem mit dem Erlernen einer Neger Sprache beginnen und in die eigentliche Missionsarbeit eintreten zu können. Dann wird das Leben etwas interessanter werden und wohl auch mein nächster Brief . . .

Der Fischer von Karange.*

Von Josef Albert Otto, S. J.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Haha“, lachte Muanga, „die weiden fröhlich beim Mondenschein auf einer Grashalde jenseits des Urwaldes. Als sie am Morgen ausgezogen waren, schickte ich einen Boten

nach, sie sollten durch den Urwald gehen und draußen auf der Grashalde übernachten, weil die Nacht sehr milde sei. Und die Tölpel taten es und werden uns heute ungestört das Nest austrüben lassen!“

„Bravo, alter Gauner!“ lobte Bumboma. „Ich sagte es ja schon einmal, daß in deinem

* Verlag Herder, Freiburg im Breisgau.

Kloster und Schule der Dominikanerinnen in Witbank.



schwarzen Negerjähdel ein großes Gehirn steckt!"

Ein leiser Pfiff, und in den Büschen wurde es lebendig. Etwa zwanzig bis dreißig Araber, verwegene Kerle mit Gewehren, Pistolen, Dolchen und Schwertern bewaffnet, traten auf die Lichtung. Man band die Maultiere los, packte das Zelt zusammen, und der Zug setzte sich in Bewegung, Bumboma und Muanga an der Spitze.

Die Menschenjagd begann.

* * *

Über Kilema standen die Sterne.

Wie eine leichte, schimmernde Wolke blinkten die Schneefelder des Kibo im Mondenschein. Sanft wiegte ein mildes Lüftchen die breiten Blätter der Bananen. Kleine Leuchtkäfer saßen funkelnden Tauperlen gleich im hohen Gras oder irrten in der dämmerblauen Tiefe der Nacht, die leise zitterte und vibrierte von dem silbernen Zirpen der Zikaden.

Auf dem Frauenhof der Häuptlingsboma brannten kleine Feuer, um die sich die Frauen und Kinder in Gruppen gelagert hatten.

Der Zwischenfall bei der Kriegerweihe hatte die Heimkehr verzögert, und unversehens war die Nacht hereingebrochen. Darum lud des Häuptlings Gattin die anderen Frauen ein, mit ihren Kindern bis

zum Morgen in der Boma zu bleiben. Das Gras sei weich und die Nacht ausnehmend mild. Die Frauen und zumal die Kinder ließen sich das nicht zweimal sagen. Wie traut plaudert es sich doch beim Feuer, wenn der Mond friedlich durch die Bananenblätter guckt! —

Vor der großen Hütte saß mit einigen Nachbarinnen die Frau des Häuptlings. Daringo und Dessalo schmiegteten sich an die Mutter. Daringo mochte etwa zwölf Jahre zählen und war für sein Alter ein recht strammer Bursche. Man merkte es seinen großen, lebhaften Augen an, die trotz der späten Stunde noch frisch in die Welt schauten, daß er lieber mit dem Vater in den Krieg gezogen wäre, als hier still und brav bei der Mutter zu sitzen. Anders Dessalo, sein kleines Schwesterchen. Ihre schönen braunen Auglein fielen trotz aller Anstrengung immer wieder zu, und der lockige Krauskopf lehnte sich fest an die Mutter. Dessalo war wohl vier Jahre jünger als ihr Bruder. Sie trug ihren Namen, der „die Schöne“ bedeutet, mit vollem Recht. Das kleine Negerstumpfnäschen stand ihr allerliebste. Eine Kette von blauen Perlen, die einst der Vater an der Küste erhandelt hatte, schmückte den Hals, und um den Arm trug sie niedliche Spangen und Reifen, daß ihre schwarzen Gespielinnen ordentlich eifersüchtig wurden.

Hie und da schielte sie mit den müden Auglein etwas neidisch zu ihrem großen Bruder hinüber, der noch frisch war wie das Gras im Morgentau. Und sie wäre doch auch gern groß gewesen und — ach — schon klappten die Augen wieder zu. Daringo lachte, als er den Kampf seines Schwesterleins sah, und kneipte sie lustig in den Arm. Als es aber gar nicht mehr wollte, schob er ihr eine große Banane zu. Das kleine Leckermäulchen biß etwas zu herzhaft hinein und verschluckte sich tüchtig. Daringo klatschte in die Hände und kicherte, als er sein Schwesterlein husten sah, und jagt ein neckisches Spottverschen:

Hufte einen schönen Knochen,
Einen Stein auch, ihr zu pochen,
Und ein Messer noch dazu,
Daß sein Mart ich essen tu!

„Geht ja gar nicht!“ gab Dessalo zur Antwort. „Die Bananen haben keine Knochen, du Dummer!“ Und klatsch — warf Dessalo ihm ein Stück Bananenschale ins Gesicht.

„Ich glaube, ich bringe euch in die Hütte“, meinte die Mutter. „Der Übermut ist ein Zeichen, daß ihr müde seid.“

„Nein, nein, nein!“ schüttelte Daringo den Kopf. „Ich bin nicht müde. Ich bin schon groß. Aber Dessalo, der fallen immer die Augen . . .“

„Bin auch schon groß und gar nicht müde!“ fiel Dessalo dem schlinnigen Schalk ins Wort und rieb sich dabei beide Augen, die heute ganz widerspenstig waren und immer wieder verräterisch zuklappen wollten.

(Fortsetzung folgt.)



Der jüngst im 88. Lebensjahre verstorbene Kardinal Andreas Frühwirth gehörte dem Dominikanerorden an, dem er 12 Jahre als General vorstand. Von 1907 bis 1915 war er Apostolischer Nuntius in München. Dann verlieh ihm Pius XI. den Purpur und berief ihn nach Rom. Als Kurienkardinal bekleidete er lange Jahre das Amt des Großpönitentiaris und seit 1927 das Ehrenamt des Kanzlers der heiligen Römischen Kirche. Wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse, seiner rastlosen Tätigkeit und seiner vornehmen Herzensgüte stand er allgemein in höchstem Ansehen. (Atlantic.)



Verfallene Pagoden. — Unsere Pagode liegt ganz in der Nähe von Peking. Sie ist nicht die einzige in China, welche sich in diesem Zustand befindet. Manch andere kann noch „Stürzen über Nacht“. Vielfach verlassen, gemieden, nicht bloß von den sich mehrenden Christen, sondern auch von den Freigeistern. Dürfen wir darin eine gute Vorbedeutung für die Zukunft des Christentums in China erblicken?

Der Diener Gottes Daniel Comboni.

(Fortsetzung.)

20. Das Opfer. Die Rückreise nach Khartum sollte für Comboni zum Verhängnis werden. Ein furchtbares Tropengewitter überraschte die Karawane. Während einer ganzen Nacht ging der Regen in Strömen nieder. Fünf Stunden lang stand das Lager unter Wasser. Auf den Gesundheitszustand des Bischofs wirkten die schweren Regengüsse sehr nachteilig ein. Leider konnte er auch nach der Ankunft in Khartum sich keine Erholung gönnen. Alsbald mußte er dem Generallstatthalter über die Lage in Kordofan und im Lande der Nuba Bericht erstatten. Aus einem Briefe vom 29. August 1881 an den Kardinalpräfecten Simeoni ersehen wir, welche Vorschläge er der Regierung unterbreitet hatte. Er schreibt: „Was die Abschaffung der Sklaverei betrifft, hat

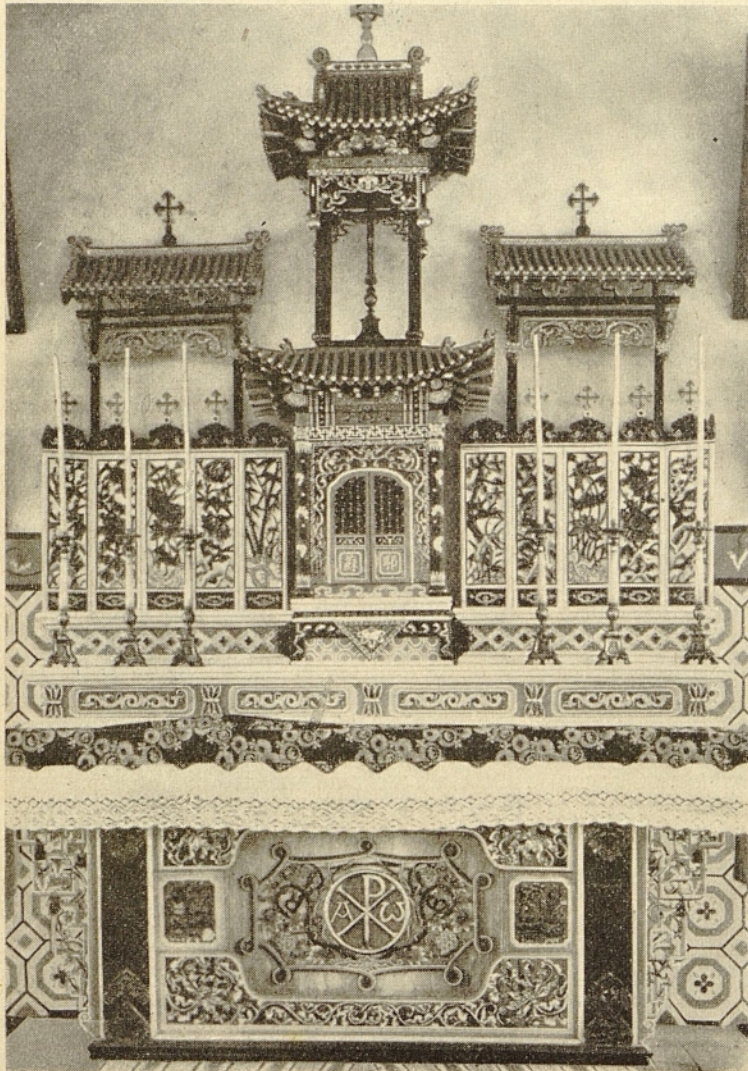
Seine Exzellenz Kauf Pascha meine sämtlichen Ratschläge angenommen. Innerhalb eines Jahres oder noch früher wird die gänzliche Unterdrückung des Menschenhandels in Gebiete der Nuba-Neger vollendete Tatsache sein. Es muß unter jenen Stämmen eine unbeschreibliche Freude auslösen, wenn sie sehen, daß weder ihre Kinder noch ihr Vieh mehr abhanden kommen. Sie werden dann einmütig bekennen, daß die katholische Kirche sie befreit hat. Und das wird unser Apostolat viel leichter gestalten. Vor allem erstrebe ich eine Teilung der Provinz Kordofan, und zwar in der Weise, daß die von den Sklavenjägern heimgesuchten Gebiete von El Obeid abgetrennt und als eigene Provinz einem europäischen Statthalter unterstellt werden. Meine Pläne sind bereits dem Rhediven zugegangen, der die

Unterdrückung der Sklaverei aufrichtig wünscht."

Diese frohen Aussichten wurden aber getrübt durch das sich unablässig verschlechternde Befinden des Bischofs und neue Todesfälle unter dem Personal. Am 26. September schreibt der Leidende: „Vorgestern hielten wir das Requiem für den verstorbenen Missionär Matthias Moron, den ich zum Priester geweiht hatte. Noch vor der Beerdigung kam die Nachricht vom Tode des Negerpriesters Anton Dubal, der von mir 1861 in Aden losgekauft worden war.

Kaum hatte man für ihn das Requiem gesungen, erhielten wir aus Malbes die Meldung von dem Tode der Schwester Maria Colpo. Ich gab darum den Auftrag, die Tumba stehenzulassen, denn ich erwartete noch andere Beweise der Liebe Gottes, der im Zurichten der Kreuze gewissermaßen mehr Weisheit bekundet als in der Erschaffung der Welt."

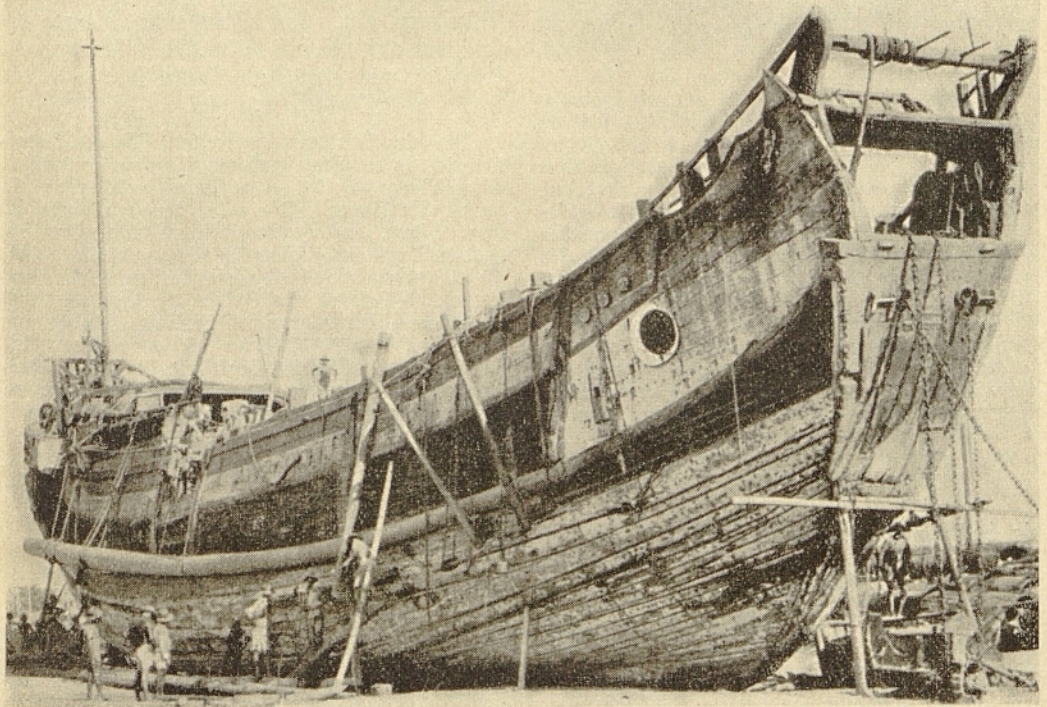
Am 2. Oktober fand eine Tauffeier statt, durch die 14 Erwachsene in die Kirche aufgenommen wurden. Aber schon am folgenden Tage zog wieder Trauer in die Mission



Chinesisch-christliche Kunst, wie sie am Altar einer Mission Jehols zum Ausdruck kommt. — Es ist die Mission San-Chen-Nia-Tze des Vikariates Jehol, die sich im Besitze dieses Altares weiß. Er ward nach der Zeichnung eines chinesischen Priesters des Vikariates angefertigt und bereits in anderen Kirchen nachgemacht. Bezeichnend für die chinesische Architektur ist das Fehlen des Bogens und die Häufung dekorativer Kunst auf die abschließenden Teile. Stellt das Aufwärtstreben des europäischen, vor allem gotischen Stiles die Erhebung des Herzens zum Höchsten dar, so bringen die horizontalen Linien chinesischer Architektur die jahrhundertalte Verehrung des Chinesen für die Mutter Erde zum Ausdruck. Jeder soll ja in ihr zur Ruhe kommen, wenn das ewige Leben feinert Anfang für ihn nimmt.

ein. Es starb ein tüchtiger Laiengehilfe namens Paul Scandi. Gleichzeitig erkrankte der Priester Johann Fraccaro, den Comboni zu seinem Generalvikar ausersehen hatte. Auch andere Mitglieder der Mission lagen fieberkrank darnieder. Des Bischofs Leidensliebe bestand auch diese Probe. Häufig besuchte er die Kranken, tröstete sie und übernahm sogar Nachtwachen. Zu dem Missionär Johann Dichtl, der ihn am 4. Oktober auf einem Krankenbesuche begleitete, äußerte er: „Sehen Sie, wie süß das Kreuz ist!“ Bis dahin hatte er noch täglich in seinem Zimmer die heilige Messe gelesen. In der Morgenfrühe des 5. Oktober besiel ihn ein neuer schwerer Fieberschauer, der sich stets wiederholend bis zum 8. Oktober anhielt. Am nächsten Tage, um die Mittagstunde, verschied Johann Fraccaro. Für kurze Zeit schien Comboni völlig entmutigt, doch faßte er sich bald wieder und

machte mit Johann Dichtl einen Rundgang durch den Garten. Am Abend unterhielt er sich mit einem der Missionäre über alles, was ihm auf der Seele lag. Er gedachte dabei seines betagten Vaters, seiner Wohltäter und Freunde, seiner Missionäre und Schwestern sowie der jungen Christengemeinden. Es war, als stünde sein ganzes Leben und Streben sonnenklar vor seinem Geiste. Nach einer unruhig und fiebernd vollbrachten Nacht erhob er sich dennoch am Morgen des 10. Oktober, dem letzten Tage seines Lebens. Im Laufe des Vormittags stattete er den Schwestern einen Besuch ab. Unterdessen fand die Beerdigung Fraccaros statt. Als die Priester vom Friedhof zurückkamen, trafen sie den Bischof wieder mit schwerem Fieber zu Bette. Obwohl sehr leidend, redete er mit allen und empfahl ihnen, mutig auszuhalten, „ganz besonders in der Zukunft“. Ahnte er die schreckliche Katastrophe,



Ein stolzer chinesischer Segler auf Trockendock. — Früher das hauptsächlichste und, praktisch genommen, das einzige Verkehrsmittel auf den langen Reisen durch China, ist die Dschunke jetzt bis zu einem gewissen Grad verdrängt und ersetzt durch das Auto, die Eisenbahn und das Flugzeug. Großen Vorteil werden die Missionäre aus der geplanten Vollendung der Bahnstrecke Hankow—Kanton ziehen können. Ihre Verwirklichung scheint vor der Tür zu stehen. Nordchina wird so mit dem Süden zum erstenmal verbunden.



Ein indischer Fakir. — Eigentümlich ist das schmierig-fettige, geflochtene Haar unseres Fakirs. Man sieht, es wird niemals gekämmt und selten geschnitten. Indien und die Zander begegnen heute in den Zeitungen einer erhöhten Aufmerksamkeit. Aus verschiedenen Gründen, nicht zuletzt auch wegen der Ungerechtigkeit, mit welcher einem Teil des Volkes, den sogenannten „unterdrückten Klassen“, die Gleichberechtigung mit den anderen Klassen vorenthalten wird. Wohl hat man zur Umgehung von Wahlschwierigkeiten auf dem Papier den außer den Kasten stehenden eine Reihe von Rechten verliehen, aber praktisch genommen bleibt, nach dem Urteil von Kennern indischer Verhältnisse, ihre Lage die gleiche. Unter den unterdrückten Klassen sind zahlreiche Befehungen zum Katholizismus zu verzeichnen, besonders im Staate Travancore. Der Katholizismus weist eben seinem Wesen nach eine solch ungleiche Behandlung von Menschen zurück.

die bald über den ganzen Sudan hereinbrechen sollte, und die sein Werk vernichtet hätte, wäre es nicht von Gott gewesen? Auch bat er alle um Vergebung und fügte mit Tränen in den Augen hinzu: „Ich verzehle allen.“ Dann beichtete er und empfing mit großer Andacht die heilige Wegzehrung. Es war 10 Uhr morgens. Anzeichen von Schwarzwasserfieber stellten sich ein. Der Kranke versiel in ein heftiges Delirium. Auch in diesem Zustande beschäftigte sich

seine Seele mit Gott. In lichten Augenblicken erweckte er heiße Akte der Liebe zu Gott und der Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen. Am Spätnachmittag zwischen 4 und 5 Uhr stellte sich eine leichte Besserung ein. Da ergriff er die Hand des Missionärs Johann Dichtl und ließ ihn den Treuschwur zur Mission erneuern. Das Missionspersonal glaubte, die Gefahr sei vorüber, und begab sich in die Kirche, um vor dem ausgefetzten Allerheiligsten zu beten und für die Rettung des geliebten Vaters zu danken. Doch bald fiel er wieder in Bewußtlosigkeit, und das Fieber kehrte mit verstärkter Gewalt zurück. Die Stimme versagte auch in den kurzen Zwischenpausen mehr und mehr. Nur die öfters wiederholten Worte: „Mein Jesus, Barmherzigkeit“ konnte man noch verstehen. Die anwesenden Priester Artur Bouchard und Johann Dichtl erteilten ihrem Bischofe die letzte Szung und den Sterbeablaß. Er folgte der heiligen Handlung mit allen Zeichen des Glaubens. Gegen 10 Uhr abends trat ein Blutsturz ein. Der Sterbende atmete erleichtert auf. Sechs Minuten später gab er, friedlich wie ein Kind, seine Seele in die Hand des Schöpfers zurück.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Todesnachricht in der Stadt und erweckte tiefe Teilnahme. Eine Menge Volkes eilte herbei und erhob ein lautes Wehklagen. Die Aufbahrung fand im Garten statt. An den Trauerfeierlichkeiten des folgenden Tages beteiligten sich nicht nur alle Katholiken, sondern auch viele Schismatiker, Mohammedaner und Heiden. Die Spitzen der Behörden und die Konsuln von Osterreich, Frankreich, Italien und England waren in Uniform erschienen. Auch eine Abteilung des Militärs begleitete den Sarg. Nach morgenländischer Sitte gaben viele der Anwesenden ihrem Schmerz dadurch Ausdruck, daß sie sich mit Staub und Asche bestreuten. Immer wieder hörte man den Ausruf: „Unser Vater ist gestorben; wer wird uns jetzt helfen!“ Seine Ruhestätte fand der Tote im Missionsgarten nächst dem Grabe des P. Maximilian Kshlo, des ersten Begründers der Mission in Hartum.

Wie im Sudan, so rief auch in Europa die Nachricht von dem Hinscheiden des bekannten Negapostels lebhaftes Bedauern wach. Papst Leo XIII. soll beim Empfang der Trauerkunde mit Tränen zum Kreuzfise emporgebliekt und gesagt haben: „Armes Afrika, welcher Verlust hat dich betroffen.“ Kardinal Simeoni schrieb an den Bischof Canossa: „... Gott rief ihn zu sich, um ihn für die vieljährigen Mühen in der zentralkafrikanischen Mission zu belohnen. Wir aber empfinden seinen Tod als einen sehr großen Verlust für die seiner Führung anvertraute Mission. Lebendiger Glaube,

brennender Seeleneifer, starker Charakter, lobende Begeisterung für die Ausbreitung des Glaubens und der christlichen Kultur, umfassende Kenntnis von Land und Leuten, sowie Begabung für fremde Sprachen ließen ihn als die geeignetste Persönlichkeit für jenes schwierige Missionsgebiet erscheinen.“

In Verona liefen Beileidstelegramme und Briefe aus Deutschland, Osterreich, Frankreich und Italien ein. In verschiedenen Städten, so in Rom, Köln, Turin, Neapel wurden große Trauergottesdienste veranstaltet. Die Spruchbänder, die in Verona die Lumba bedeckten, trugen folgende von Professor Bianchi verfaßte Inschriften: „Er führte die in Götzendienst Versunkenen zur wahren Gottesliebe und brachte ihnen den Dornzweig des Friedens; war er nicht ein Engel? Er trug mutig Christi Namen in ferne Länder; war er nicht ein Apostel? Er unterzog sich dem Hunger, dem Durste, Nachwachen und vielfältigen Leiden, die er mit seinem Tode befruchtete; war er nicht ein Märtyrer? Er bezielte nur Gottes Ehre und die Rettung der Seelen, ohne sein eigenes Heil zu vermissen; war er nicht wirklich ein Heiliger?“

Auch in Versammlungen und Akademien feierte man die Verdienste des großen Toten. Gelegentlich der Festversammlung im bischöflichen Seminar zu Verona am Schlusse des Schuljahres 1882 verlas auch der Student Grancelli eine kleine Gedächtnisrede und ein Gedicht, wohl ohne zu ahnen, daß er 40 Jahre später der Hauptbiograph Combonis werden sollte. Für die Würdigung der Verdienste des Afrika-Apostels spricht auch der Umstand, daß alsbald der Gedanke auftauchte, ihm ein Marmordenkmal zu errichten. Professor Vinzenz Papa trat hierfür in der „Unità Cattolica“ ein; ihm schlossen sich der Astronom P. Denza und viele andere an, ganz besonders Monsignore Canossa. In einem lateinischen Rundschreiben an die Bischöfe pries dieser Kirchenfürst Combonis Tugenden und Taten in so warmen Worten, daß das Schreiben selbst ein prächtigeres Denkmal darstellt, als ein Künstler in kaltem Marmor zu schaffen vermocht hätte. Es heißt darin: „Comboni war ein klarer Geist, voll Kraft und Festigkeit in seinen Unternehmungen; ein Mann von Ausdauer und Kühnheit, äußerst sündig im Aufspüren der Mittel zum Ausbau seiner Werke; ein Apostel, der unermüdet wanderte, allen alles ward und zahlreiche Völker in Liebe umfaßte; ein Charakter von hingebender Güte und hochherziger Selbsterleugnung; ein Bewunderungswürdiger Erzieher der Wilden, ein Vater und Retter der unglücklichen Söhne Chams, die ihn mit heißen Tränen beweinen; ein gelehrter Spra-



Professor der Goldküste vom Heiligen Vater ausgezeichnet. — Kapitän Maxwell-Lawford, Konvertit und eines der ältesten Mitglieder des Lehrkörpers des Kollegs von Achimota an der afrikanischen Goldküste, wurde von Papst Pius XI. zum Ritter des St.-Sylvester-Ordens erhoben. Diese Ehrung geht auf den ausdrücklichen Wunsch des verstorbenen Propagandapräseskten, Kardinal Van Rossum, zurück. Der Hauptmann hatte sich in rühmlicher Weise um die katholischen Schüler in Achimota angenommen und ihnen den nötigen Religionsunterricht gesichert. Das Kolleg Achimota, von der Regierung der Goldküste mit einem Kostenaufwand von 3,000.000 Dollar erbaut, gilt als das schönste Kolleg Afrikas. Hauptmann Maxwell-Lawford ist auf dem Bilde mit seiner Frau zu sehen, die gleichfalls Konvertitin ist.

chenkenner und Geograph . . . Führende Persönlichkeiten sehen in ihm eine Leuchte Veronas, Italiens, Europas . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Umschau.

Rom. — Am 26. Jänner d. J. kehrte P. Confidine, M. M., Direktor der Agentia Fides, nach einer Weltreise von 52.000 Meilen nach Rom zurück. Hiemit hat eine ausgedehnte Studienfahrt, die im Interesse des Ausbaues und der weiteren Organisa-

tion des Institutes durch die katholischen Missionsländer unternommen wurde, ihr Ende gefunden.

Im November 1931 reiste P. Confidine von Rom aus durch Palästina, das Transjordangebiet, Syrien, Irak, Indien, Birma,

die Malaienhalbinsel, Siam, Hinterindien, China, Korea, Japan, die Philippinen und Holländisch-Indien nach Ceylon. Auf Asien folgte die Durchquerung Afrikas; zuerst wurden die Seychellen angefahren, dann ging es durch Kenja, Uganda, Tanganjika, Belgisch-Kongo, Französisch-Kongo, Kamerun, Nigeria, Dahomey, Togo, Goldküste, Französisch-Volta, die Niger-Kolonie und nach einer Durchkreuzung der Sahara nach Algerien, Tunis und Rom zurück.

Einige hundert Missionäre und 1500 Brüder und Schwestern durfte der Reisende so bei der Missionsarbeit sehen, die sich auf 145 kirchliche Sprengel verteilen und in 425 Stationen wirken.

„Aufrichtiger Dank“, wir lassen P. Confindine selbst sprechen, „gehört den Hunderten von Missionären, die mir so edelmütig beistanden und mich das herrliche Gesamtbild der katholischen Missionen schauen ließen.“

Man darf wohl sagen, nie zuvor in der Geschichte waren die katholischen Missionen so wohl organisiert, nie so ausgebreitet wie heute. Als Antwort auf den Ruf der beiden großen Missionspäpste Benedikt XV. und Pius XI. haben, besonders nach dem Kriege, Tausende neuer Priester, Brüder und Schwestern sich auf dem Missionsfelde eingefunden. So konnte die Propaganda in

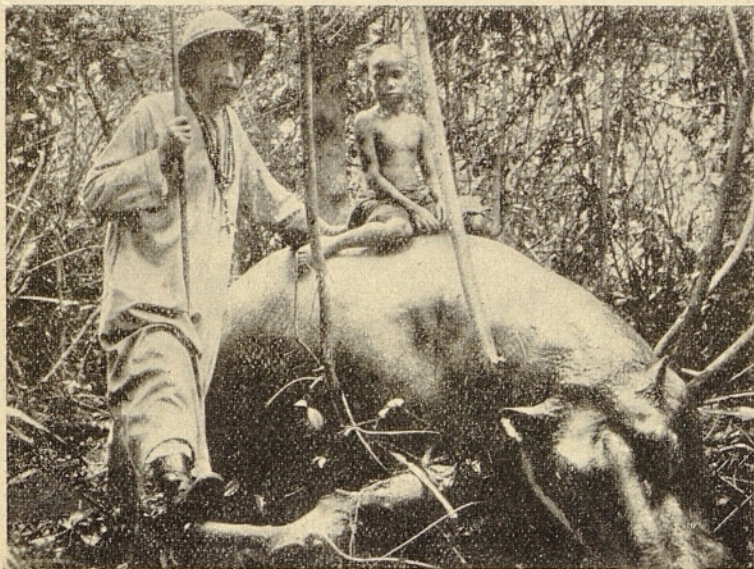
den letzten 12 Jahren mehr Missionsgebiete schaffen als in irgendeinem vorangegangenen Jahrhundert ihres Bestehens.

Die Seminaristen und Noviziate sind gefüllt wie nie zuvor; eingeborener Klerus und Ordensschwestern sind in einer imponierenden Aufwärtsbewegung begriffen. Tritt keine Weltkatastrophe dazwischen, die der Bewegung Halt gebietet, so sind den nächsten zehn Jahren Fortschritte vorbehalten, die noch überwältigender sein werden als die des verflossenen Jahrzehnts.

Die größte Zahl von Neubefehrten stellen die Länder Zentralafrikas. Das schwierigste und gefährlichste Missionsfeld ist China. Die anziehendsten Missionsländer, die ich besuchte, sind Japan und Java, obwohl bis jetzt der Fortschritt in beiden Ländern nicht sehr groß ist.

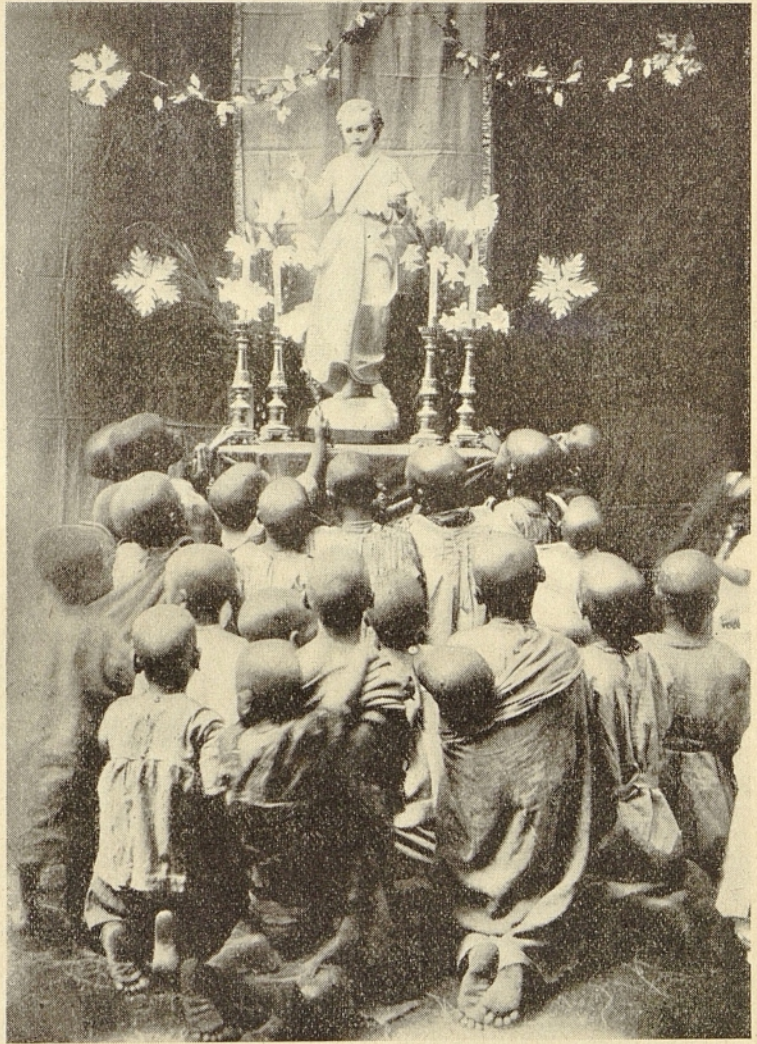
Die Zahl der Glaubensboten ist noch immer viel zu klein. Die große Mehrzahl unserer Missionäre wird für die Betreuung der bis jetzt Befehrten in Anspruch genommen. In einer indischen Diözese, die über 200 Priester zählt, fand ich nur fünf in der Lage, sich dem Bekehrungswerk widmen zu können.

In einigen Gebieten des Ostens und in Afrika sind die Priester bis zu 30 und 40 Prozent in Seminaristen und Mittelschulen beschäftigt.



Ein erlegtes Flußferd. — P. Jaca, katholischer Missionär von Bufulula in Uganda, steht hier vor seiner Jagdbeute, einem ansehnlichen Flußferd. Ihm gegenüber nimmt sich der kleine Begleiter des Missionärs recht possierlich aus. Uganda ist seit der Thronbesteigung Leo's XIII. den Weißen Vätern anvertraut.

Auch die kleinen Afrikaner verspüren den geheimnisvollen Zauber der Weihnacht. Hier haben wir eine Schar solch unschuldiger Kinder, wie sie in der Kapelle von Belen dem göttlichen Kinde ihre Huldigung darbringen. Es ist die Mission in Nyeri in Kenja, welche den Consolata-Missionären von Turin anvertraut ist.

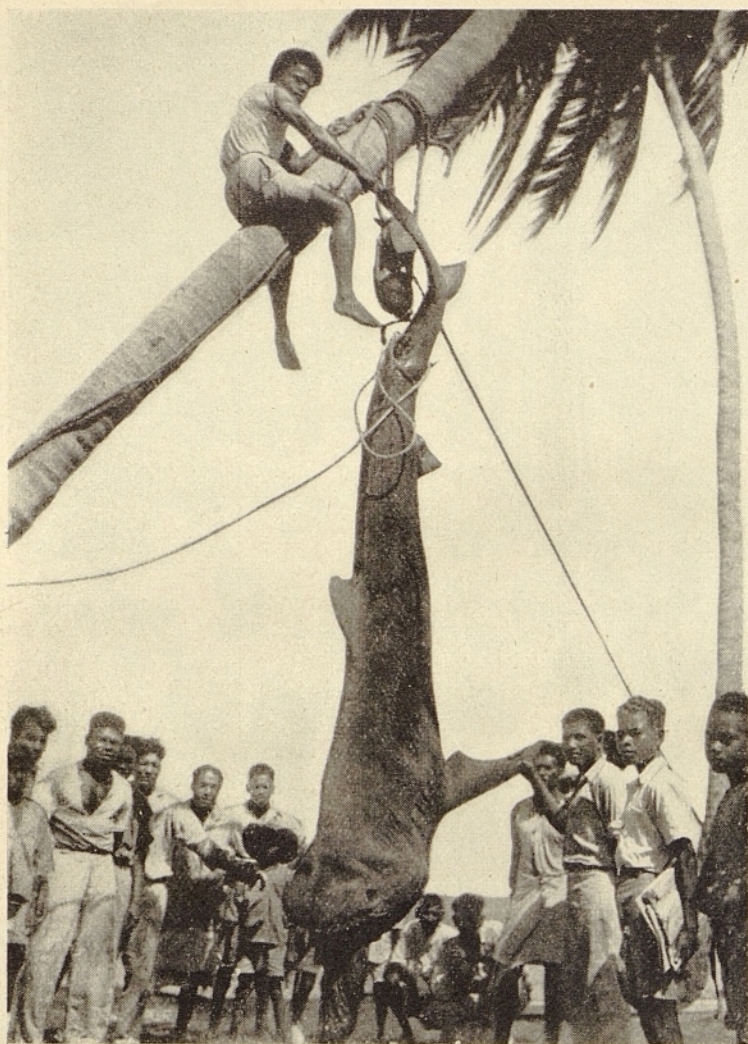


Die Missionsfinanzen haben ihren Sättigungspunkt erreicht. Die Einnahmen hielten mit der Entwicklung nicht gleichen Schritt. Vor zehn Jahren hat P. B. Arens, S. J., unser Weltmissionsbudget auf 25,000.000 Dollar veranschlagt, das wären die jährlichen Ausgaben des kleinen Protektorates von Marokko. Diese Zahl stimmt mit den Auskünften überein, die ich von anderer Seite erhalten habe. In einigen Missionen stammt ein beträchtlicher Teil der Mittel von den eingeborenen Katholiken. Manche Missionen haben Pflanzungen oder kleine ortszübliche

Industrien, wieder andere erhalten Regierungszuschüsse. Alles übrige kommt auf Rechnung der Wohltätigkeit. Die Werke der Glaubensverbreitung und des heiligen Apostels Petrus leisten 10 Prozent der Missionsseinkünfte.

Ein Bischof in Japan sagte mir, er müßte mit Schrecken jeden Priester abweisen, der noch zu ihm käme, weil er ihm nicht einmal einen Laib Brot pro Tag kaufen könne.

Wenn im Jahre 1923 für die Missionen 25,000.000 Dollar gerade ausreichend waren, so müßten die kirchlichen Behörden um 1943



Riesenhaisfisch, von Ausfägigen der Fidjchi-Inseln gefangen. Dieser riesige, menschenfressende Hai mit einem Gewicht von 880 Pfund ward von einer Anzahl Inassen des Leprosenheims von Makogai (auf den Fidjchi-Inseln) gefangen, die zum Fischen ausgezogen waren. In der Niederlassung von Makogai befinden sich 500 Ausfägige, die von den Missionschwestern der Gesellschaft Mariens und einer Anzahl einheimischer Fidjchi-Schwester — den Kleinen Töchtern Mariens — betreut werden.

jährlich 35 bis 40 Millionen Dollar aufzubringen suchen. Bischof Thevenoud in Französisch-Westafrika findet die Lösung in der Ausbreitung und Einrichtung der päpstlichen Hilfswerke über die ganze Welt. Diese päpstlichen Vereine, sagt der Bischof, erbringen jetzt ungefähr 3,000.000 Dollar. Aber gerade in unserm Frankreich, dem Land mit den meisten Mitgliedern der päpstlichen Organisationen, sind nicht einmal 20 Prozent der Pfarreien erfasst. Viele der jetzigen Einschreibungen stehen immer noch auf der Stufe der Zeit vor 100 Jahren.

Die päpstlichen Werke werden jährlich über 60,000.000 Goldfranken = 48,000.000 Goldmark verfügen, wenn die Leiter mit jeder Familie in jeder Pfarrei der katholischen Welt in Verbindung treten.

Darum laffet uns beten für die Beendigung der Krise und für den Beginn einer allgemeinen brüderlichen Gemeinschaft der Katholiken zur Befehrung der Welt."

Entwicklung der chinesischen Missionen im Berichtsjahr 1931/32.

Auf Grund der Berichte der einzelnen Ordinarien gibt die Apostolische Delegation Peking eine Statistik für das Jahr 1931/32 heraus. Sie bietet

trotz der widrigen Zeitumstände ein tröstliches Gesamtbild von der Entwicklung und Aufwärtsbewegung der mit so vielen Schwierigkeiten ringenden Missionen.

Das ist in erster Linie dem nie erlahmenden Eifer der Missionare und einheimischen Priester zu danken.

Katholische Bevölkerung und Befehrungen.

Die katholische Bevölkerung Chinas ist in diesem Berichtsjahr auf 2.563.425 angewachsen mit einer Netto-Jahreszunahme von 32.582 Seelen.

In Wirklichkeit betrug die Gesamtzahl der Neubefehrten 57.027. Seit 1925, wo die Revolution akute Formen annahm, ist das die Höchstzahl. Leider müssen davon ungefähr 43 Prozent Verluste in Abzug gebracht werden, die größer waren wie im verfloffenen Jahr, aber den Ausfall der Jahre 1928 und 1930 doch nicht erreicht haben. Zum Teil tragen die Raub- und Plünderungszüge der Kommunisten und Briganten die Schuld, mehr noch, ja größtenteils müssen die Verluste den Seuchen, Hungersnöten, Überschwemmungen und den dadurch hervorgerufenen Abwanderungen zur Last gelegt werden. Mancherorts war es noch gar nicht möglich, für die zahlreichen katholischen Auswan-

dererfamilien zweckentsprechende Fürsorge zu schaffen.

Kirchliche Sprengel und Missionare.

Die Zahl der kirchlichen Sprengel stieg im verfloffenen Jahr von 107 auf 114. Drei der neuerrichteten Missionen wurden dem einheimischen Klerus anvertraut, nämlich Chihfeng in der Mongolei, Chouchi in der Provinz Shenji und Hungtung in der Provinz Shanxi. Die Zahl der unter der Leitung chinesischer Ordinarien stehenden Bistriate und Präfekturen ist so auf 17 gestiegen. Es gibt zum Beispiel 2195 fremde und 1553 einheimische Priester. Das bedeutet für die ersten eine Jahreszunahme von 19, für die letzteren eine solche von 49. Während das Wachstum des einheimischen Klerus ein normales ist, steht die Zahl der fremden Priester weit unter dem Durchschnitt. Das darf aber offensichtlich nicht auf einen Mangel an Nachschub zurückgeführt werden, es ist vielmehr die Folge einer ausnehmend großen Sterblichkeit unter den tätigen Missionaren.

Seminarier und Seminaristen.

Zwei neue Regional-Seminare wurden eröffnet; das eine in Kaiseng für die Bistriate Honan



Einheimisches Orchester auf Java. Zukünftige Lehrer müssen auch javaneseische Musik verstehen. Schüler des katholischen Lehrerseminars von Malang in Holländisch-Ostindien haben so ein Orchester aus lauter javaneseischen Instrumenten gebildet. Im Innern Javas finden wir den „Angklong“, ein interessantes einheimisches Instrument. Es besteht aus zwei Bambusröhren, die der Spieler in der Hand schüttelt. Jeder Tubus bringt dabei einen seiner Lage entsprechenden wohlklingenden Ton von verschiedener Klangfarbe hervor.

wurde der Leitung der Mailänder Missionare unterstellt, das andere in Suamhuafa (Provinz Hopei) für verschiedene einheimische Vikariate ward dem Säkular-Klerus anvertraut. Fünf andere große Seminaristen sind in Entwicklung begriffen, und in kurzer Zeit wird überhaupt jede Provinz in dieser Hinsicht versorgt sein. Die Gesamtzahl der Seminaristen beziffert sich auf 6420. Von diesen befinden sich 1861 in den Vorbereitungschulen, 3490 in Kleinen und 1069 in großen Seminaristen. Gegenüber dem Vorjahr bedeutet das ein entsprechendes Wachstum um 20 Prozent, 11 Prozent und 4,5 Prozent. Die 36 chinesischen Studenten des Propaganda-Kollegs in Rom sind hiebei mitgezählt, ebenso wie die Aspiranten der verschiedenen in China ansässigen Orden. Im einzelnen finden sich unter letzteren 70 Schüler des Herrn, 51 Jesuiten, 48 Franziskaner, 41 Vincentiner, 29 Trappisten, 6 Mitglieder der Gesellschaft vom Göttlichen Wort, 5 Brüder vom hl. Johannes dem Täufer, 1 Benediktiner, 2 Augustiner. Spiegeln sich in diesen Zahlen einerseits die Anstrengungen unserer heiligen Mutter der Kirche, auch in China ihre Kinder mit den Wahrheiten des Evangeliums vertraut zu machen, so ist andererseits der unverkennbare Fortschritt ein tröstliches Zeichen für die Zukunft des Katholizismus inmitten eines großen Volkes.

Neueste kirchliche Statistik von Japan.

Rom. P. Karl Dertle, S. V. D., Missionar der Apostolischen Präfektur Mitagata-Japan, verdanken wir die jüngste kirchliche Statistik des eigentlichen Japan (ohne Korea und Formosa) bis 30. Juni 1932. Von den zwölf Missionsprärogeln sind vier — die Erzdiözese Tokio, die Diözesen Osaka, Fukuoka und Hakodate — den Auswärtigen Missionen von Paris anvertraut, zwei, nämlich die Apostolischen Präfekturen Mitagata und Nagoya den deutschen Missionaren (Gesellschaft vom Göttlichen Wort); Nagasaki befindet sich in den Händen des einheimischen Klerus, Shtokio in den Händen der spanischen Dominikaner, während Sapporo von deutschen Franziskanern, Hiroshima von deutschen Jesuiten, Kagoshima von kanadischen Franziskanern und Miyazaki von italienischen Salesianern betreut wird. In Hakodate teilen sich kanadische Dominikaner mit den Auswärtigen Missionen von Paris in die Arbeit. Um das Wachstum und Vorwärtstreben der Kirche auf dem gewiß dornigen Boden Japans zu zeigen, beschränken wir uns größtenteils auf einen Vergleich zwischen dem Status vom Juni 1930 und den neuesten Ergebnissen P. Dertles. Hat sich in diesem Zeitraum die Gesamtbevölkerungsziffer von 59,936.871 auf 64,700.557 gehoben, so ist die Zahl der Katholiken in der gleichen verhältnismäßig kurzen Zeit von 92.798 auf 98.143 gestiegen. Die Zahl der ausländischen Priester hat sich von 222 auf 240 erhöht, während die einheimischen Priester, nachdem sie vorübergehend auf 63 angewachsen waren, wieder auf den Stand vom Jahre 1930, also 59, zurückgingen. Sehr stark vermehrt hat sich dagegen die Zahl der Missionarhilfskräfte; an Stelle der 59 ausländischen Brüder vom Jahre 1930 wirken jetzt

88, und die einheimischen Brüder sind gar von 78 auf 120 angewachsen. 311 auswärtigen Schwestern des Jahres 1930 stehen jetzt 551, und 158 einheimischen 245 gegenüber. Die Zahl der Seminaristen stieg von 226 auf 290. In den höheren Schulen machte sich von 1931 auf 1932 ein kleiner Rückgang von 2733 auf 2527 bemerkbar, aber nur bei den männlichen Schülern, in den weiblichen Schulen ist in derselben Zeit ein Aufstieg von 6862 auf 7596 zu verzeichnen.

Die Zahl der Hörer an der Universität hat sich in diesem Zeitraum verdoppelt.

(Wertschätzung des Priestertums bei den Zulus.) Eshwe. — Das 25jährige Priesterjubiläum der beiden eingeborenen Priester Julius Mbhele und Andreas Ngidi wurde für die Zulus, welche die beiden Priester als die ihrigen betrachteten, zu einem wahren Volksfest. Bemerkenswert ist, daß die schwarzen Männer, die sich besonders bemühten, das Fest der beiden Jubelpriester nach der kirchlichen wie weltlichen Seite hin recht feierlich zu gestalten, früher irgendeiner protestantischen Sekte angehört hatten. Jetzt stehen sie im Laienapostolat und in der katholischen Aktion an erster Stelle und scheuen keine Mühen und Opfer für die Ausbreitung der katholischen Kirche. Unter den Reden der Einheimischen, die die Hochschätzung und Verehrung des Volkes gegenüber den beiden Dienern des Heiligtums zum Ausdruck bringen sollten, war die eines Herrn Keswa ein Musterstück psychologischer Feinheit. Damals, als die beiden Zulububen zum Studium nach Rom zogen, habe er wie alle Landsleute es für einen Unstun gehalten, so weit von der Heimat fortzugehen, nur um Priester zu werden und dabei noch die merkwürdige Verpflichtung einzugehen, nicht heiraten zu dürfen. Denn ein rechter Zulu müsse heiraten, und es wäre unter der Würde eines Zulus, keine Frau zu haben. Da die beiden als Priester von Europa zurückkehrten, hätte er es für ausgeschlossen gehalten, daß sie weiterhin ehelos und enthaltsam leben würden; denn für einen Zulu sei das ein Ding der Unmöglichkeit, wie auch ein unverheirateter Mann bei ihnen niemals zu Ehren kommen könne. Ein solcher gelte als verächtlicher Flachkopf unter seinen Landsleuten.

Seit zehn Jahren, fuhr Herr Keswa fort, sei er nun selbst katholisch. Seine Anteilnahme an den beiden Priestern sei schon

im Interesse der katholischen Sache gemacht und habe ihn dazu geführt, noch eingehender sich mit dem Geschick der beiden Priester zu befassen. Und siehe da, sie haben durch ihren standhaften, ihrem hohen, heiligen Beruf entsprechenden Wandel bewiesen, daß es auch für einen Zulu möglich ist, nach dem Ideal des Priestertums ehelos und enthaltsam zu leben. Ergreifend

war der Appell des greisen Redners an die beiden Jubilare, auch in Zukunft durch ihr gutes Beispiel voranzuleuchten. Dann würden gewiß auch andere Knaben den Mut gewinnen, Priester zu werden, und als solche mithelfen, daß das Reich Gottes durch die heilige katholische Kirche mehr und mehr Wurzel fasse zur Ehre Gottes im schönen Zululande.

Die Hottentotten.*

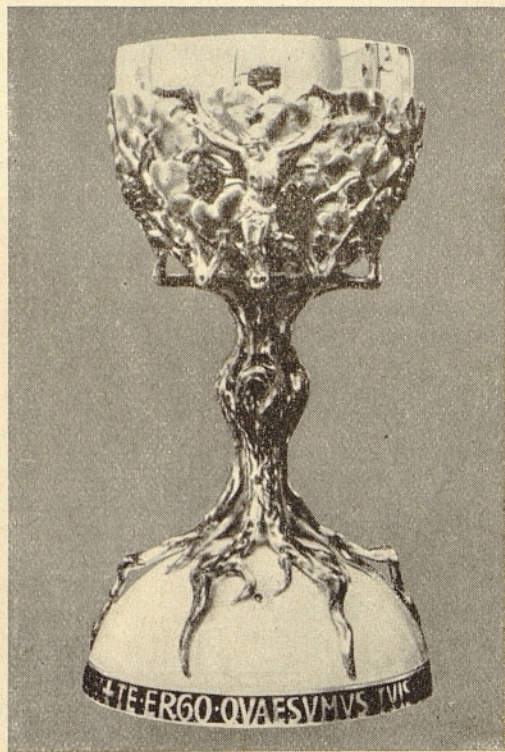
Von Br. August Gagol.

(Fortsetzung.)

Im Oktober erschien aus dem Innern ein starker Hottentottenstamm, der seine zahlreichen Viehherden in der Kapthalbinsel weiden ließ. Mit diesen Leuten, welche die Holländer „Kapmänner“ nannten, entwickelte sich bald ein lebhafter Handel; Kupferstangen, Messingdraht und holländischer Tabak wurde gegen Vieh ausgetauscht, so daß reichlich frisches Fleisch für die Besatzungen der anlaufenden Schiffe in Vorrat gehalten werden konnte.

Nachdem die Holländer etwa eineinhalb Jahre an der Tafelbucht ansässig waren, trat ein unliebsames Ereignis ein. Eines Sonntagmorgens ermordete Harry den weißen Hirten und trieb mit seiner Bande die ganze Viehherde der Besatzung fort. Eine Verfolgung der Schelme brachte nichts als eine zurückgebliebene Kuh ein. Das Vorkommnis nahm die Holländer sehr gegen die Hottentotten ein und veranlaßte sie, ihr Fort durch ein Pfahlverhau zu verstärken. Eine Zeitlang hielten die Hirtenstämme sich fern (die „Kapmänner“ waren schon vorher fortgezogen), so daß sich bald der Mangel an frischem Fleisch fühlbar machte in der Ansiedlung. Infolgedessen jandte van Riebeeck Kundschafter aus, die das nähere Hinterland bereisen und trachten sollten, mit weidenden Hottentotten in Handelsbeziehungen zu treten.

Die Holländer führten Negerklaven von der afrikanischen Westküste und Malayen von ihren ostindischen Inseln in ihre Kapniederlassung ein. Durch Vermischung der vier Völkerrassen unter sich entstand im Laufe der



Pater Fabian Barcata aus dem Franziskanerkloster Schwarz in Tirol hat für die Franziskanerkirche in New-York (Amerika) einen herrlichen Mißelch entworfen und modelliert, der aus Gold von dem Schwazer Goldschmied Jakob Rappel ausgeführt wurde. Den Fuß des Kelches bildet die Erde; das Meer wird in blauem Email dargestellt. Um die Erde ranken sich die Wurzeln dreier Kieben, die emporwachsen und, in der Mitte sich verzweigend, den Knoten des Kelches bilden und dann mit ihrem Laubwerk die Kuppe umschließen. An der vorderen Seite gabelt sich ein Ast und bildet ein Kreuz. Die Windmale Christi sind blutigrote Rubine. Die Darstellung des Kelches symbolisiert das Meßopfer. Am Fuße des Kelches ist ein lateinischer Spruch eingraviert. (Atlantic.)

* Unter Bemützung von G. M. Theal „South Africa“ und anderer Quellen.

Zeit ein Mischvolk, das alle Farbenabstufungen aufwies.

Allmählich dehnte die Niederlassung der Holländer, das werdende Kapstadt, sich weiter nach Osten aus, wie auch ihre Herden immer mehr Weideland beanspruchten. Diese Entwicklung der Dinge wurde von den Hottentotten mißliebig beobachtet. Sie stahlen Vieh der Weißen und ermordeten einen ihrer Hirten. Das führte zum Kampfe.

Die Eingeborenen mieden wohlweislich ein offenes Gefecht, während es den Europäern nicht möglich war, sie in größerer Anzahl zu überraschen. Sieben ihrer Leute fielen und eine etwas größere Anzahl wurde verwundet. Das bewog die Hirtenstämme, sich ins Innere zurückzuziehen, während die Strandbewohner um Frieden baten, der ihnen gewährt wurde. Allmählich kam der Viehhandel jedoch wieder in Schwung. Die Hottentotten tauschten mit Vorliebe Glasperlen ein, so daß ein Ochse auf weniger als eine Mark zu stehen kam. Die Holländer kamen auf diese Weise mit verschiedenen Stämmen der Hottentotten in Verkehr, mit den Tschainouqua, Goringhaiqua („Kapmännern“), Kotschoqua, Grigriqua, Namaqua, Hessequa, Gauriqua, Attaqua und Dutenuqua.

Im Jahre 1672 kaufte der Kommandant van Overbeef von den Hottentotten die gesamte Kaphalbinsel mit angrenzenden Gebietsteilen um den angeblichen Preis von 32.000 Mark; die übergebenen Waren aber hatten den Wert von 192 Mark 80 Pfennige.

Einer der wichtigsten Stämme waren die

Kotschoqua, die zwei Sippen bildeten, deren größere unter dem Häuptling *Gonnema* stand. Dieser Held war von allen anderen Stämmen gefürchtet, denn er hatte die üble Gewohnheit, sie unversehens zu überfallen und ihre Töchter und ihr Vieh zu rauben.

1673 brachen Feindseligkeiten zwischen dem gewalttätigen Hottentottenfürsten und den Weißen aus. Die Ursache war die, daß die Holländer häufige Jagdzüge in das wilde Innere, das von Antilopen, Flußpferden, Nashornen und Elefanten wimmelte, unternahmen und Wagenladungen von gedörrtem Wildfleisch in ihre Niederlassung schafften. Im Vorjahre war Gonnema auf einige weiße Jäger gestoßen, denen er alle ihre Habe abgenommen, sie selbst aber hatte laufen lassen. 1673 nahm er eine andere Jagdgefellschaft von acht Weißen und einem Sklaven gefangen, die er nach einigen Tagen insgesamt tötete. Zur gleichen Zeit überraschte einer seiner Untersführer einen Handelsplatz der Holländer an der Sandhabucht, plünderte ihn und ermordete vier Europäer.

Eine gemischte Truppe von Soldaten und bewaffneten Bürgern wurde von der Kapniederlassung gegen den Kotschoqua-Stamm ausgesendet. Da sie zum Teil beritten war, gelang es, die Leute Gonnemas von einer befestigten Stellung, in die sie sich zurückziehen wollten, abzuschneiden und 800 Stück Rindvieh und 900 Schafe zu erbeuten. Die Kotschoqua folgten der Truppe auf ihrem Rückmarsche; es gelang ihnen aber nicht, das Vieh zurückzuerobern. (Schluß folgt.)

Gebetskreuzzug für die Bekehrung Afrikas.

Seit den ersten Jahren ihrer Gründung ruft die St.-Petrus-Claver-Sodalität alljährlich zum Gebetskreuzzug für Afrika auf. In dieser Zeit der Not möchte sie ihren Waffenruf lauter hinausrufen in alle Welt, um ein großes Heer von Beteren zu sammeln, die vereint das Erbarmen des göttlichen Herzens herabziehen auf die unglücklichen Völker Afrikas. Der Gebetskreuzzug besteht in einer Novene zum heiligsten Herzen Jesu, die vor dem Schutzfest des hl. Josef (3. Mittwoch nach Ostern) — also vom 24. April bis 2. Mai einschließlich — gehalten wird. Man kann sie privatim oder öffentlich halten. Die St.-Petrus-Claver-

Sodalität * stellt dazu gratis das „Sühngebet zum heiligsten Herzen Jesu für die Neger Afrikas“ zur Verfügung, doch kann man sich statt dessen auch eines anderen approbierten Gebetes bedienen. Ein wahrhaft gutes Werk ist es, auch andere anzuregen, diesen Gebetskreuzzug mitzuhalten, um auf die armen Missionen in diesen schweren Zeiten Gottes Segen herabzulassen.

* Adressen: Für Österreich: Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19; für Deutschland: München 2 NW., Gabelsbergerstraße 5/I., oder Ravensburg, Behrengasse 3, Württemberg.